

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 219.

Freitag, den 19. September 1902.

17. Jahrgang.

Eine Nordlandfahrt auf dem norwegischen Salondampfer „Kong Harald“.

Von Hofrat Prof. Dr. Seyer-Poppard zu Wiesbaden.
(Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.)

(Fortsetzung.)

Auf eine natürliche Walfischfalle werden wir aufmerksam gemacht. Die Walfische schwimmen sorglos hinein, wie die Fliegen in die Glasfalle gelangen, ohne den Ausgang wieder gewinnen zu können. Auf unserer Nordlandreise gewahrten wir beim Inselchen „Skarø“, vom Schiff aus nur zwei solcher Riesenthiere, die sich je dreimal mit ihren breiten Rücken, einen Wasserstrahl in die Luft spritzend, dem Blide preisgaben. Dafür aber sahen wir bei der Insel „Hindø“ auf einem kleinen Raume wohl 40 oder noch mehr riesige Delfine, je von der Größe eines Kindes und breiter als ein großer Jagdhund. Diese Seejagethiere aus der Ordnung der Walfische mit ihren schnabelförmig verlängerten Kiefern möchte ich die Affen des Meeres nennen; sie spielen im Sonnenschein, schießen in seltsamen Sprüngen rüchlings über, begleiten furchtlos die Dampfer oft weite Strecken, im Wettstreit an den Seiten des Schiffes vorwärts jagend, beim Zagen übermüthig aus dem Wasser springend und wieder verschwindend.

Am Samstag, den 26. Juli, Abends 7 Uhr, erhält unsere himmungsreiche Fahrt durch das Wirrsal der meerbräutlichen Fjorde-Inseln mit ihren pittoresken Felsmassen, mit ihren Gletschern, Klippen und Holmen, mit ihren malerischen Fischerhäuschen, und daneben mit ihrem Pflanzengrün einen Aufenthalt.

Wir landen in Tromsø, einer erst 1784 begründeten Stadt von nahezu 8000 Einwohnern mit hübschen Kirchen, zahlreichen Fabriken und freundlichen Restaurationen, mit Schulen und gelehrten Anstalten. Nach längerem Verweilen daselbst, das wir dem Besuch der Hauptkirche, der schmucken Kaufläden, des hochinteressanten Museums mit seiner reichen Nordlandsfauna und einem Spaziergang durch die freundlichen Straßen mit ihren aus großen Steinplatten bestehenden Trottoirs widmen, fahren wir weiter, wiederum durch zahlreiche, ins Land tief einschneidende Fjorde. Wir streifen das schon erwähnte malerische Inselchen Skarø, bekannt durch seine Thronstühle, wo die Touristendampfer regelmäßig dann anzuhalten pflegen, wenn ein Walfisch erlegt wurde. Das bedeutet ein kleines Fest für diese Walfischstation, da z. B. ein Walfisch von nur etwa 5 Meter Länge schon über 3000 Kronen werth ist. Weiterhin bestreifen wir den geradezu grotesken Lyngensfjord, in welchen wir aber erst bei der Heimfahrt vom Nordkap einlenken.

Am Sonntag früh 7 Uhr erreichen wir die nördlichste Stadt der Welt: das in anmuthender Reinlichkeit und Freundlichkeit sich zeigende Hammerfest, 70 Grad 39' 15" nördlicher Br. mit ungefähr 2400 Einwohnern. Diese Stadt ist im Jahre 1890 vollständig abgebrannt. In ihr geht vom 12. Mai bis 29. Juli die Sonne nicht unter. Wir besichtigen die beiden Kirchen, in deren größerer ungefähr 26 Vänke von festlich gekleideten Rappen mit ihren Kindern und Frauen besetzt sind. Sie boten in ihren bunten, zotteligen, felligen Gewändern ein ganz eigenthümliches Bild. Hammerfest hat zahlreiche Verkaufsläden und Kaffeehäuser aufzuweisen. Seine reinlich gehaltenen Straßen werden während der 9 Wochen andauernden Nacht (18. November bis 22. Januar) elektrisch beleuchtet. Dicht vor der Landungsstelle beginnt der vom Touristenverein angelegte Aufstieg zum Berg (Saddel oder Sattel), wo wir eine Restauration mit Villard und Regelfahrt und zur Seite einen Steinturm finden, von dem aus — wie von dem noch höheren Berg im Hintergrund — man eine schier endlose Aussicht über die Inselwelt mit ihren theils kahlen, theils schneebedeckten, theils in Grün prangen-

den Bergen, Schluchten, Felsmassen und Fjorden, sowie über das nördliche Eismeer überhaupt gewinnt. Wir befehen uns auch die Erinnerungszeichen an die Gradmessung von 1816 bis 1852: eine von Schweden und Rußland gemeinsam errichtete, mit einem Eisenzaum umgürtete, von einer bronzenen Erdkugel überfrönte Granitsäule, Meridianstäben genannt. Einen Blick werfen wir noch auf die Stockfisch-Trockenplätze, wo viele Tausende von Kabliaus dicht nebeneinander aufgehängt sind, etwa wie bei uns die Maiskolben oder die Tabakblätter, um dann bis zur Verfrachtung in alle Welttheile in den Holzschuppen aufgeschichtet zu werden.

Im Hafen liegen viele Fischer- und Handelsschiffe, denen wir bei unserer Abfahrt um Mittag den Scheidegruß zuwinkten. Die lebhaft werdende Bewegung unseres Dampfers erinnert uns daran, daß wir uns nunmehr wieder im offenen nördlichen Eismeer befinden. Aus zarter Rücksichtnahme auf die Stimmung der Passagiere läßt der Kapitän — ohne den Grund seiner Maßnahmen zu verrathen — das Schiff während des Dinners auf offener See still halten, damit die zur Seefrankheit geneigten Damen den heiteren Gesprächen erhalten bleiben. Alle freuen sich, in wenig Stunden das Ziel der Reise, das Nordkap, erreicht zu haben. Als wir auf Deck unseren Kaffee einnahmen, setzte das Schiff zum letzten Theile seiner Vergnügungsfahrt ein. Während Einzelne sich über die langen Meereswellen und das Schaukeln des Schiffes freuen, fangen andere an, ängstlich zu werden. Doch haben sie nicht lange Zeit zum Bangen. Ein Böllerschuß! Das Schiff beginnt langsamer zu fahren. Wir befinden uns dicht vor dem himmelanstrebenden Vogelkriech Felsstöttern. Alles strömt nach dem Vordertheil des Dampfers, da durch den Schuß hunderttausende von Möven, Eiderenten, Alken emporgeschleudert wurden, so daß sie das Sonnenlicht verfinstern. Ein Bild entsteht, das mit einem gewaltigen Schneesturm große Aehnlichkeit hat. Die Schneeflocken fliegen die weißen Vögel durcheinander. Welsch' unerhörtes Schreien. Krächzen, Plattern! Kaum haben sich die Thiere an den riesigen Felsgalerien wieder niedergelassen, als eine pfeifende, dicht vor der Felswand plätschernde Rakete die an moderne Feuerwerkskünste nicht gewöhnten Thiere von Neuem in Alarm setzt. Noch mehrere dieser tausenden Feuerwerkskörper werden in die finstere Schlucht geschleudert, so daß die geängstigten Thiere nach allen Seiten auseinanderstieben. In Bewunderung dieser ungeahnten Schaustellung, die keine Phantasie in solch bunter Fülle und Mannigfaltigkeit zu malen vermag, fahren wir weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus aller Welt.

Ein Konkurrenzlampf. Zu dem Wettbewerb unserer großen Schiffsahrtsgesellschaften äußerte sich, wie die „Wes. Ztg.“ mittheilt, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. Wiegand, bei Gelegenheit des Stapellaufs „Kaiser Wilhelm's II.“ in folgender heiterer Weise. Auf eine Bemerkung hin, daß diese Konkurrenz sich offenbar immer mehr zuspize, erwiderte er: „Ja, mit der Konkurrenz ist es eine eigene Sache. Als der Norddeutsche Lloyd in den achtziger Jahren Schnelldampfer in seinen Dienst einstellte, erschien ihm die Bezeichnung „Dampfer“ nicht mehr genügend, und er führte die Bezeichnung „Schnelldampfer“ ein. Nach einigen Jahren übertrumpfte rurs die Hamburg-Amerika-Linie mit der etwas längeren und schnelleren Bezeichnung „Doppelschraubenschnelldampfer“ doch wir schlugen sie, indem wir mit der Bezeichnung „Doppelschraubenschnelldampfer“ einen neuen Triumph feierten. Nun müssen wir aber täglich mit der Einführung einer weiteren Verlängerung unserer Konkurrenz rechnen, vor der wir die Segel wieder zu streichen haben. Vielleicht wird es gar ein „Leberdoppelschraubenschnelldampfer“ werden.“ — Würde da nicht „Leberdoppelschraubenschnelldampfer“ geschmackvoller sein? — Geschmackvoller wohl, aber ich fürchte, daß ein so kurzer Ausdruck in seinen Dimensionen den Anforderungen unserer Hamburger Freunde kaum genügen dürfte.“ — „Aber doch den Jhrigen?“ — Der Generaldirektor begann sich einen Augenblick und meinte dann lächelnd: „Wahrscheinlich würde er auch für unsere Ansprüche zu kurz sein.“

Naturmenschen unter sich. Die Hermann Mundt aus Wiedenbrück schreibt, hat er folgendes Schreiben an die Regierung zu Magdeburg gerichtet:

„Der Naturmensch Gustav Nagel aus Arenberg in der Altmark, welcher vertragsmäßig mit mir zu reisen bis ist. Dezember d. J. sich verpflichtet hat, ist mir entlaufen und wie ich vermuthet, bei seinem Vater in Arenberg. Da ich Inhaber eines Wandergewerbescheines bin, in welchem Gustav Nagel als Begleiter eingetragen ist, bitte ich, demselben den Verkauf seiner Karten und Broschüren untersagen zu wollen, da er ohne mein Beisein nichts verkaufen darf; denn es ist für mich doch nicht möglich, unter diesen Umständen eine Verantwortlichkeit zu tragen.“

Die Ursache des Bruches ist, so fügt Hermann Mundt hinzu, kurz folgende:

Gustav Nagel hält alle Behörden und gesetzliche Bestimmungen für ihn nicht existierend. Aus dem Wandergewerbeschein ergibt sich aber, daß ich kann für Alles verantwortlich gemacht werden, Kosten und Rechnungen zu bezahlen habe; die Leitung der Geschäfte will er aber allein besorgen, und sämtliches Geld, das eingeht, für sich haben. Nachdem endlich meine Geduld zu Ende, begriff ich seine Gabel, die sich in frömmelnde Gewande kleidet und sagte ihm, daß ich mir seine Vorkommen und Bevormunden verbitte; hierauf ließ er mich im Stich. Jetzt habe ich ca. 400 M. Rechnungen und verschiedene Kosten auf dem Halbe. Durch dieses Betragen Nagels werde ich nicht nur an den Nettolohn gebracht — sondern bin auch aus meinen Lebensverhältnissen herausgerissen, bloß weil ich den süßen Worten eines Gustav Nagel vertraute. Uebrigens drohte er schon seit einiger Zeit mit davonlaufen, worauf ich ihm 2 offene Briefe sandte, welche er als „Mumpsig“ bezeichnete und weggeworfen hat.

Das Publikum, das immer noch Geld spendet für Nagel und venossen und ihnen in hellen Haufen zuläuft, ersieht hieraus wohl deutlich, was Geistes Kinder diese Leute sind. Hoffentlich werden recht viele durch diese Mittheilung kuriert.

Der Werth von Preisausschreiben. Eine in England erscheinende pädagogische Zeitschrift hatte vor einigen Wochen ein literarisches Preisausschreiben erlassen und als zu bearbeitendes Thema gegeben: Die Berge und ihre Schönheit. Einer der Abonnenten dem weniger nach den ausgesetzten Preisen gelistete, als danach, die literarische Urtheilsfähigkeit der Preisrichter auf die Probe zu stellen, erinnerte sich, daß kein geringerer als Ruskin über die Schönheit der Berglandschaft begeisterte und stilistisch unübertreffliche Schilderungen hinterlassen hat. Er begnügte sich darum damit, Ruskin einfach abzuschreiben und die Abschrift einzusenden. Und was geschah? Das Preisgericht gab ihr nur 41 von 100 Punkten, während die mit dem ersten Preise gekrönte Stilübung eines Anfängers 97 Punkte erhielt! So hatte die Jury die Arbeit eines unbekannten Realings mehr denn doppelt so hoch bewertet als die eines Ruskin. Sie hat obendrein die Unflugschelt begangen, ihr abfälliges Urtheil zu begründen. „Der Stil der Arbeit“, so schreibt sie, „ist nicht geschmeidig genug; die Beschreibungen sind ohne Leben und zu journalistisch.“ Armer Ruskin! Ach nein! Arme Jury! Sollte übrigens so was nur in England vorkommen?

Ein gelungener Beweis. Eine amüsante Geschichte wird aus Rom berichtet. Ein eifersüchtiger Ehemann erhielt eines Tages die Mittheilung, daß seine Frau ihn hintergehe, und so kehrte er einst unvermuthet zurück, um sie zu überraschen. Er fand sie zusammen mit einem Fremden, der jedoch erklärte, er wäre der Zahnarzt. „Wenn das so ist“, schrieb der Ehemann ungläubig, „so ziehen Sie mir sofort einen Zahn aus“, — worauf der Fremde seine Zange vorholte und einen Wadenzahn auszog, der ganz gesund war. Er konnte nicht begreifen, warum der Gatte, halb Freude, halb Schmerz an den Tag legend, ihm so herzlich für seine That dankte.

Wasserdichte Decken

für Wagen und Pferde.

Wollene Pferddecke.

Michael Baer, Marktstrasse 14,

Tuchvorschand-Geschäft,

I. Etage.

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

777

Langgasse 3, 1. Etage, kein Laden, Langgasse 3, 1. Etage.

Günstige Kaufgelegenheit! Ausverkauf zurückgesetzter Gegenstände,

nur kurze Zeit!

Dekorations-Gegenstände

in Majolika, Fayence, Porzellan, Krystall.

Gebrauchs-Gegenstände:

Kaffee- und Thee-Service, Wasch-Garnituren, Tassen, Trinkservice, Römer u. s. w.

Besonders billig eine Anzahl dekorirter Tisch-Service unter Einkaufspreis.

Rudolf Wolff, Inhab. P. Oechsner,

Marktstrasse 22.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 219.

Freitag, den 19. September 1902.

XVII. Jahrgang.

LOKALES

Wiesbaden, 18. September.

Walsballe-Theater. Zu der großen Gala-Vorstellung anlässlich der Feier des fünfjährigen Bestehens hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. Es fehlten lediglich die Plätze für ein distinguiertes Publikum. Diefem Mangel hat mit Geschick und Geschick die Direktion abgeholfen. Balkon sowohl als auch Promenoir zeigen eine so reiche und geschmackvolle Ausstattung, daß selbst den höchsten Ansprüche Rechnung getragen sein dürfte. Elegante Teppiche dämpfen den Schritt und lauschige Nischen, prächtig ausgestattet und mit kostbaren Möbeln versehen, laden zum Sitzen und Plaudern ein. Der Umbau und die Einrichtung verursachten einen Kostenaufwand von 30.000 Mark. Dafür ist aber auch überraschend Großartiges geschaffen, das an vornehmer Eleganz nicht leicht Konkurrenz finden wird. Da der Blick zur Bühne von allen Plätzen ein sehr guter ist, auch die Ventilation nochmals verbessert und ausgedehnt wurde, so daß der Cigarrenrauch nicht geniert, so können wir einem distinguierten Publikum den Besuch des Etablissements warm empfehlen, zumal das neue Programm ein großartiges genannt zu werden verdient. Das Publikum amüsierte sich vorgestern Abend aufs Beste. Eröffnet wurde die Reihenfolge des Programms durch den Walsballe-Festmarsch, der noch bei den alten, treuen Anhängern der Walsballe in guter Erinnerung stand und auch bei denen, die ihn zum ersten Mal hörten, Stimmung schuf. Mit Spannung verfolgte man die kunstvollen Produktionen der „Stars“ auf dem Drahtseil, die bei absoluter Sicherheit auf dem schwebenden Untergrund geradezu Erstaunliches leisteten. Die nächste Nummer brachte etwas für Aug und Ohr. In friedericianischem Costüm marschirten 6 feine Soldaten auf, ein Hauptmann, ein Tambour-Major, drei Trommler und einer mit der Blechpauke, das „Harrison-Septett“ genannt. Nicht umsonst hängen sie: „Jedermann der uns erblickt, ist sofort von uns entzückt“. Wer würde auch solch schneidigen Nadeln gegenüber nicht entzückt sein! Max R e n a r d führte uns mit Geschick seine Hundemante vor, fünf Ulmer Doggen, fast gleich gezeichnet, zwei russische Windhunde und zwei Fox-Terrier. Ganz neu für uns war die Aufstellung lebender Bilder durch Hunde, die als wohlgeleiteten zu bezeichnen ist. Die Soubrette Fräulein Tilly T a s s e konnte vorgestern noch nicht debütieren, weshalb Herr J e r n e r nochmals austrat. Darüber war niemand im Publikum böse, denn Herr Jerner ist uns mit seinem anstehenden Humor ein lieber Gast, der immer die Lacher auf seiner Seite hat. U r b a n i und Sohn sind zwei hervorragende Equilibristen. Besonders Staunen und lauten Beifall erregten die phänomenalen Leistungen des etwa 12jährigen Jungen, der über eine bedeutende Muskelkraft verfügt. Kopf- und Handhochstand in den verschiedensten Lagen und schwierigen Evolutionen zeigten die Stärke, Ruhe und Sicherheit der Artisten. Geradezu wunderbar aber ist es, wie der Junge im Handhochstand mit dem Genick einen Wagen zieht, auf dem zwei Personen stehen. Kaufender Beifall lohnte den Künstler. Nach der Pause erschienen, vom Blumenfesto mit den Nadeln ankommand, nochmals die sechs Harrison's. Die nächsten Rollen des Festivals zu langanhaltendem Beifall hin. Auch das W o t p e r t s - T r i o, welches sich als Parterre-Alrobaten produzierte, wurde ob seiner sauberen Arbeit und der mit leichter Eleganz ausgeführten außerordentlich schwierigen Tricks mit Beifall überschüttet. Ebenso stark applaudiert wurde der neue Humorist Paul J ä l i c h. Herr Jälich hat mit seinem sprühenden Humor die Gunst des Publikums gewonnen, ebenso die waghalsigen A b a f a h r e r, die mit ihren Rennfahrern prolongiert wurden und auch fernerhin sich als Zugnummer ersten Ranges betätigen werden. Nach der Vorstellung galt unser Besuch der Original-Rumanischen Kapelle im Hauptrestaurant, wo leider kein Plätzchen mehr zu finden war. Die Kapelle hatte ein außerordentlich reichhaltiges Programm und fand mit ihren guten Leistungen Anklang und Beifall.

Varietes Reichshallen. Unsere Brettl-Kunststätte in der Stiftstraße hat wieder ein ganz vorzügliches neues Programm aufzuweisen. Die Centric-Soubrette Emma F r a u s leitet das selbe in würdiger Weise ein. Sie versteht es, die Aufmerksamkeit durch angemessene degente Auswahl ihrer Lieder, sowie durch anziehendes Geberdenpiel, dessen Reiz durch prächtige Kostümierung erhöht wird, zu fesseln. Das orientalische Zauberpaar J o k o und S u l e i k a leistet Verblüffendes; diese Artisten sind nicht nur auf dem Gebiete des Spiritismus zu Hause, sondern sie bieten auch in Bezug auf Handgeschicklichkeit und technische Ausführungen Staunenerregendes. Auch die Soubrette Selma M a r z e l l a erregt mit ihren erheitern Couplets lebhaftes Interesse und es wird ihr nach jeder Nummer ihres abwechslungsreichen Repertoires reichster Beifall zu Theil. Das humoristische Deklamationsstück ist in bestem Sinne durch den Humorist Otto B e r g vertreten, namentlich läßt das refrainingewürzte „Quartett mit Sauce“ die wohlthätigste Wirkung auf die Zuschauer aus. Den japanischen Feuer-Künstlern „J a m a - M o t o s“ dürfte das Wort: „Spiele nicht mit Feuer!“ bedeutungslos und überflüssig dünken, denn ihre Handhabungen und ihr Umgang mit dem gefährlichen Elemente legen deutlich Zeugnis ihrer sicheren Feuerbeherrschung ab; sie essen Feuer, halten ihre Arme in lodernde Flammen und kommen stets mit heiler Haut davon. Auch als ausgezeichnete Pyrotechniker bewährten sie sich. Das Originellste und Unglaublichste auf dem Gebiete der Hundebrennerei führt Bonin F r a n c e mit seinem Wunderhund „Schimmel“ vor. Der Hund verfügt tatsächlich über eine erstaunliche Fertigkeit im Rechnen, um die ihn mancher zweibeinige Junge beneiden könnte; er spielt 66, er gibt Zahlen durch Aufheben niedergelegter Ziffernblätter wieder u. s. w. Kurzum, der vierfüßige Rechenkünstler leistet mehr als Wunderbares. Das reichhaltige Programm findet seinen Abschluß in dem hochkomischen Akte, welchen M o u n d R e zum Besten geben; wenn man obendrein noch diese auserwählten Scherzstücke gesehen hat, dann ist man überaus zufriedengestellt.

rr. Bürgeraal. Die Direktion des Bürgeraaals hat bei der Auffstellung des Programms der zweiten Septemberhälfte wieder einmal Glück gehabt. Da ist zunächst die charmante Soubrette Charlotte O r l a, welche in umgebundener, heiterster und doch decenter Weise ihre Couplets zum Vortrag bringt. Großartiges leistet der Kraft-Quilibrist Charles F o r z. Ein großes Wagenrad im Gewichte von 135 Pfd. balanciert er frei auf dem Kinn usw. Aber nicht nur als Equilibrist, sondern auch als Karicaturzeichner und besonders als Landschaftsmaler leistet F o r z

vortragendes. — In der Auswahl der Humoristen hat die Direktion in der letzten Zeit stets Glück gehabt. So hat sie für dieses Programm den Humoristen und Charakterkomiker Alfred H e i n e n gewonnen. Mit sprühendem Humor, giebt er seine fein pointirten Vorträge zum Besten und erntet damit großen Beifall. Im Gegensatz zu Heinen steht der Grotesquekomiker Georg S e r t e l, der mehr den berberischen Humor zur Geltung bringt. Ueber eine weiche Altstimme verfügt die Liederfängerin Johanna R o h und unterhielt mit dieser durch ein paar schön zum Vortrag gebrachte Lieder das Publikum. Große Heiterkeit erregte auch der Bauchredner C. L a u r e n c e mit seinen sprechenden automatischen Puppen. Die verschiedensten Thierstimmen ahnte Herr Laurence auf das getreueste nach. Wer sich ein paar vergnügliche Stunden machen will, dem sei der Besuch des Bürgeraaals auf das Beste empfohlen.

Wienenzüchterverein. Die Septemberversammlung am 14. ds. fand bei genügender Betheiligung in der Mainzer Bierhalle statt. Herr Verwalter A r n s t begrüßte die Erschienenen und gab einen Ueberblick über seine in diesem Sommer auf dem Wienenzüchterverein gesammelten Erfahrungen. Daran schloß sich eine so interessante Besprechung einzelner Vorkommnisse, wie sie noch nie, selbst auf den großen Wanderversammlungen nicht gehört wurden. Didel und Djerzon hätten sich wohl hier in Eintracht die Hände gereicht. Als in kurzen Ausführungen über die Herbsttriebfrüherung gesprochen war, schritt man zu dem Hauptvortrage. Herr O h l e n b u r g e r hatte denselben übernommen, war aber durch einen Vorfall in der Familie am Erscheinen gehindert und so sprach Herr A r n s t über „Die Einwinterung“. Herr A r n s t, ein langjähriger und sehr erfahrener Wienenzüchter, führte aus, welche Versuche er im Laufe der langen Jahre mit der Einwinterung gemacht und welche Erfolge er gehabt. Daraus war denn leicht zu entnehmen, auf welche Art und Weise die Einwinterung geschehen soll. Die nächste Versammlung soll im Oktober in Bleidenstadt stattfinden.

Katholischer Kaufmännischer Verein. In der letzten Monatsversammlung des Kathol. Kaufmännischen Vereins Wiesbaden, die erfreulicher Weise gut besucht war, wurden 6 neu aufgenommene Mitglieder bekannt gegeben. Der Verein hat jetzt seit neunjährigem Bestehen die 504. Aufnahme-Nummer zu verzeichnen, aber in Wirklichkeit heute 218 Mitglieder. Es stand als Hauptpunkt auf der Tagesordnung „Besprechung über das Winterprogramm“ und es wurde beschlossen an dem Programm wie in den letzten Jahren festzuhalten. An den Vereinsabenden, jeden Dienstag, sollen Monatsversammlungen, Spielabend und Vorträge mit Discussionsabend abwechseln. Die Hauptfestlichkeiten während des Winterhalbjahres sind festgesetzt auf: Sonntag, den 5. Okt., kirchliche Feier, und Sonntag, den 12. Oktober weltliche Feier des Stiftungsfestes durch Abendunterhaltung mit Ball im Festsaal des kath. Gefellenhauses. Sonntag nach Weihnachten, Weihnachtsfeier und Sonntag, den 8. Februar 1903 großer Maskenball beides im Festsaal des kath. Gefellenhauses. Ferner am Fastnachtsamstag eine humoristische Abendunterhaltung mit Tanz im kath. Gefellenhaus. Weiter sollen auch in diesem Winter kaufmännische Unterrichtskurse — wie seit vielen Jahren — wieder eingerichtet werden, wenn sich hierzu die nöthige Teilnehmerzahl bis zum 1. Oktober beim Vorsitzenden, Herrn M. B e n z Reugasse 2, meldet.

Der Stemm- und Ringklub „Athletia“ bezieht am kommenden Sonntag, den 21. September, Nachmittags 4 Uhr anfangend im Rönneraal, Dohlemerstraße, seine diesjährige große Herbst-Veranstaltung verbunden mit Rekruten-Abschiedsfeier. Der Klub hat zu dieser Festlichkeit ein besonders reichhaltiges Programm aufgestellt. Es werden außer Tanz, Konzert und Musikvorträgen athletische Aufführungen, sowie interessante Ringkämpfe geboten und es stehen somit den Besuchern einige vergnügliche Stunden in Aussicht.

„Einfache Erfindungen.“ Man ist geneigt, die Patentierung eines Apparates oder Verfahrens wegen seiner Einfachheit für ausgeschlossen zu halten und ist schnell mit dem Begriffe „Selbstverständlichkeit“ bei der Hand. Allein die Einfachheit des zur Erreichung einer technischen Aufgabe gefundenen Mittels, schreibt das Patentsbureau Ingen. Fr. Weidl in Dresden-N., ist kein Grund, die Patentfähigkeit zu verneinen, vielmehr erscheint die Thatfache, daß der Erfinder etwas Neues fand, auf das trotz der Einfachheit niemand gekommen war, patentfähig. Auch die Erfindung eines Verfahrens, durch welches eine marktfähige Waare hergestellt wird, auf dem Wege des Ausprobierens bekannter Handlungsweisen, stellt eine patentfähige Erfindung dar. So ist ein Verfahren, dessen einzelne Vorgänge bekannt waren, durch das aber ein Produkt von bisher nicht bekannten physikalischen Eigenschaften gewonnen wird, patentfähig. Eine Erfindung liegt auch dann vor, wenn ein bekanntes Mittel durch konstruktive Umgestaltung zur Hervorbringung einer neuen Wirkung angewendet worden ist. Es muß jedoch eine konstruktive Neuerung hinzutreten, sowie eine neue technische oder wirtschaftliche Wirkung erzeugt werden, um die Erfindung als patentfähig erscheinen zu lassen. Das gilt von der Uebersetzung bekannten Materials auf bekannte Vorrichtungen zur Erreichung einer neuen Wirkung, wie von der Uebersetzung eines bekannten Arbeitsmittels auf ein neues Anwendungsgebiet eines bekannten Verfahrens, eines bekannten Mechanismus auf eine mit demselben noch nicht vererbene Maschine usw. Das Weglassen eines Theiles einer bekannten Konstruktion könnte nur dann eine patentfähige Erfindung enthalten, wenn nachgewiesen wird, daß durch dieses Weglassen eine neue technische Wirkung entsteht.

Wann ist der Farbstoff zur Wurst färbbar? Die „Köln. Ztg.“ schreibt: „Der zu M. wohnende Metzgermeister Wilhelm F., der seine Wurstwaren künstlich mit Farbstoffen versehen hatte, war wegen Vergehens gegen § 10 des Nahrungsmittelgesetzes vor das Schöffengericht gestellt worden. Es erfolgte Freisprechung, da das Gericht annahm, daß durch die Auffärbung nicht der Ansehen erweckt werde, daß eine an sich gute Wurst besser sei, als sie wirklich ist, daß vielmehr der Wurstmacher durch die Auffärbung nothgedrungen einem Wunsche des Publikums entgegenkomme, das Wurst mit Fleisch von matter Farbe, trotzdem dies gerade so gut sein könne, wie kräftig roth gefärbtes Fleisch, nicht gern kaufe. Auf die Berufung hob nach mehrfachen Zurückverweisungen die Strafkammer das schöffengerichtliche Urtheil auf und verurtheilte den Angeklagten, da nicht angenommen wurde, daß der letztere mit dem Farbstoff der Wurst bei an sich guter Beschaffenheit der letzteren lediglich ein schöneres Aussehen habe verleihen wollen, sondern daß er den Farbstoff auch zugelegt habe, um die Wurst frischer, als sie sei, erscheinen zu lassen für die Zeit, in der sie, weil nicht mehr frisch, ein graues Aussehen gehabt haben würde. Es sei bekannt, daß im Handel die Metzger durch den Farbstoff dem Fleisch die frische, rothe Farbe erhalten wollten.“

Der Farbstoff aber bewirke in einem solchen Falle, daß die Wurst besser, weil frischer in der Beschaffenheit erscheine, als sie wirklich sei. Der Angeklagte habe diese Verfälschung zum Zwecke der Täuschung vorgenommen, und zwar um diejenige Wurst, welche nicht in frischem Zustande verkauft werde, unter Verschweigung dieses Umstandes dennoch als frische, also andere, bessere zu vertreiben. Die Revision gegen dieses Urtheil wurde vom Oberlandesgerichte verworfen, das den Grundsatze aufstellte, daß der Farbstoff dann eine Verfälschung der Wurst darstelle, wenn, wie hier durch denselben das Altwerden der Wurst verdeckt werde und das kaufende Publikum über das Altwerden getäuscht werden sollte.“ — (In unserem Oberlandesgerichtsbezirk ist, unseres Wissens, der Zusatz von Farbstoffen zur Wurst bisher unter allen Umständen mit Strafe belegt worden. D. Red.)



Globus-
Putz-Extrakt

putzt besser als jedes andere Putzmittel.

4586

Tapeten

und Borden verkaufe wegen Lager- und Ladenwechsel von
jetzt bis Ende September
mit hohem Rabatt.

Tapetenhaus
Robert Wetz,
22 Louisenstraße 22,
vis-à-vis der Reichsbank.

Neues Sauerkraut per Pfund 18 Pfg.
Neue Essiggurken (Cornichons) per Pfd. 60 Pfg.
Neue Salzgurken per Stück 4 und 5 Pfg.
Neue la Vollhäringe per Stück 5 Pfg., 12 Stück 55 Pfg.
Neue Bismarck-Häringe per Stück 10 Pfg.
Neue Rollmöpse per Stück 10 Pfg.

Joseph Fischer, 1264
Telef. 2480. Westendstrasse 3. Telef. 2480.

Zum Schuhlager

J. Leisse, Kl. Kirchgasse 3,

werden die auf Lager befindlichen Schuhwaren, so lange der Vorrath reicht, weit unter Fabrikpreis abgegeben. Zugleich verkaufe auch billige große Ladenschränke, ein Firmaschild (hölzern), einen Staubwedel, Marquisen, Badentische und 2 Maschinen.

Nur noch kurze Zeit.

Alt-israel. Cultusgemeinde.

(Orthodoxe Gemeinde).

Zu den hohen Festtagen sind in unserer Gemeinde-Synagoge, Friedrichstraße 25, Herren- und Damen-Plätze an hier weilende Fremde abzugeben.

Auskunft ertheilt der Cassellan.

1106
Wiesbaden, den 11. September 1902. Der Vorstand.

Zur Einmachzeit empfehle:

Falläpfel und Birnen per Pfd. 5 Pfg.
ff. Einmachzucker
10 Pfd. M. 2.90,
hochf. Einmachessig
per Lit. von 10—30 Pf.

Joseph Fischer, 1265
Telefon 2480. Westendstrasse 3. Telefon 2480.

Landbutter, so lange Vorrath, 80 und 27 1/2 Pf.

J. Schaab, Grabenstr. 3.

Nur 1 Mark

loftet eine Ia Feder in eine Taschenuhr, Reimen 1.50. Gar.
2 Jahre!

G. Spies, Uhrmacher u. Goldarbeiter.
Grabenstr. 9.



Auf der Bühne des Lebens.

Roman von Max von Weizenthurn.

Kortsetzung.

„Graf Keith ist nicht anwesend“, sprach der Richter, „aber ich habe seine schriftliche Aussage. Er meint, daß Sie eine halbe Stunde fern waren. Das ist wohl keine lange Spanne Zeit, um in derselben eine sorgfältige Toilette zu machen?“

„Gewöhnlich bedarf ich dazu mindestens einer Stunde“, entgegnete Barbara mit einem Anflug ihres einstigen, sicheren Auftretens.

„Dann ist es nahezu unmöglich, daß sie im Garten gewesen sein sollen, bevor Sie sich in Ihr Zimmer begaben, um Ihre Toilette zu wechseln“, meinte der Richter, indem ein Ausdruck der Erleichterung sich in seinen Zügen bemerkbar machte. „Trotz der scheinbaren Sinnlosigkeit der Frage, gnädiges Fräulein, muß ich dieselbe aber dennoch an Sie richten: Sind Sie am Abend vor Herrn Walter Bryant's Tode im Garten gewesen?“

Sie sah ihn mit einem beinahe erschrockenen Blick an, so daß er fast entschuldigend hinzufügte: „Ich muß diese Frage an Sie stellen, gnädiges Fräulein. Waren Sie im Garten?“

„Ja!“ hauchte sie leise.

Eine tiefe Stille war in dem Gemach eingetreten, eine geradezu totenhafte Stille. Richter Derrington sprach mit unverkennbarer Anstrengung, als er von Neuem anhub:

Sind Sie mit dem Verbliebenen zusammengetroffen?

„Nein!“

Ueberraschung spiegelte sich auf aller Gesichtern.

„Hörten Sie irgend Etwas, während Sie sich im Garten aufhielten?“

„Nichts!“

„Keine Stimmen, keinen Schuß?“

„Nichts“, entgegnete sie schauernd, während sie sich der grauenvollen Stille entsann.

„Sind Sie dessen gewiß?“

„Ganz gewiß!“

„Wie lange waren Sie im Garten?“

„Wenige Minuten nur.“

„Wir haben den positiven Beweis, daß Sie sich in unmittelbarer Nähe der Stelle befanden, an welcher die Leiche gefunden wurde“, sprach einer der Geschworenen mit schroffem Tone. „Haben Sie irgend Jemanden gesehen?“

Das Mädchen starrte ihn einen Moment verständnislos an, dann richteten sich ihre glanzlosen Augen auf den Richter.

„Ich sah Niemanden!“ antwortete sie mechanisch.

Ihre Stimme verrieth, daß ihre Kraft immer mehr von ihr wich.

Nur Eins ward ihr von Minute zu Minute klarer, daß sie um keinen Preis verrathen durfte, wen sie an jenem verhängnisvollen Abend im Garten hatte treffen wollen. Der Richter blickte sie mit dem Ausdruck innigen Mitleids an.

„Fräulein Dutton“, sprach er, „entschließen Sie sich, Nichts vor uns geheim zu halten. Das Kleid, welches Sie an jenem Abend trugen, hat verrathen, daß Sie im Garten gewesen sein mußten, und übrigens blieb ein Stück von den Spitzen, mit welchen es geziert ist, an einem Busch hängen, in der unmittelbaren Nähe der

Nachdruck verboten.

Stelle, an welcher die Leiche aufgefunden ward. Ein Shawl, welchen Sie trugen weist ebenfalls Spuren von Grassoden auf, etwa, als habe derselbe auf feuchtem Rasen gelegen. Es wurde die Annahme aufgestellt, Sie könnten auf demselben gekniet haben. Darf ich Sie wohl um Ihrer selbst willen bitten, mir aufrichtig mitzutheilen, wer die Person gewesen ist, welche Sie an jenem verhängnisvollen Abend im Garten oder im Treibhause getroffen haben?“

Während er sprach, wies er mit einer leichten Handbewegung nach dem Fenster hin in der Richtung des Glashauses. Barbara folgte mit den Augen der Bewegung seiner Hand; sie starrte auf das Fenster hin, ohne jedoch irgend Etwas zu sehen, denn wie ein Schleier lag es ihr vor den Augen.

„Ich bemerkte Niemanden!“ erwiderte sie nach kurzer Pause ruhig; dann, den ungläubigen Ausdruck auf allen Gesichtern bemerkend, zuckte sie zusammen und erhob sich.

„Glauben Sie mir nicht?“ fragte sie in schmerzlicher Bewegung. „Es ist trotzdem wahr, ich sah Niemanden. Ich ging hinaus; ich weiß eigentlich selbst nicht, warum. Ich fühlte mich ruhelos, besorgt, unglücklich; Licht und Lärm verwirrten mich. Im Laufe des Tages hatte Walter Bryant mir gesagt, daß er im Wintergarten sein würde, und ich weiß nicht, was mich veranlaßte, dorthin zu gehen.“

Ihre Stimme brach, aber unverändert stand sie stolz aufgerichtet da.

„Ich ging in den Garten“, fuhr sie fort, „und von diesem aus in den Wintergarten, ohne daß ich recht wußte, was ich that. Es war finster, so daß ich kaum sehen konnte; ich kniete nieder und plötzlich berührten meine Hände einen menschlichen Körper. Ich sprach, ich versuchte die Gestalt aufzurichten, aber sie war kalt und starr —“

Barbara blickte vor sich nieder als ob sie Alles noch einmal durchlebte; sie sah wieder das bleiche Antlitz in dem unheimlichen Dunkel vor sich, sie fühlte die kalten Hände, sie durchlebte abermals die Schrecken jener Stunde...

„Weshalb haben Sie nicht um Hilfe gerufen?“ fragte der Richter im raschen Tone.

„Er war todt!“

„Aber es würde nur natürlich gewesen sein, Jemanden zu rufen, um mitzutheilen, was geschehen war.“

„Es hätte Nichts mehr genützt“, erwiderte sie mechanisch.

„Aber es wäre doch das einzig Nützliche gewesen und hätte zweifelsohne das Entkommen des Mörders verhindert“, meinte einer der Geschworenen im mißbilligendem Tone. „Es ist ganz unverständlich, wie Sie es über sich bringen konnten, in das Haus zurückzukehren, eine glänzende Toilette zu machen und aufs Neue zu tanzen, nachdem Sie doch wußten, was geschehen war. Der Gedanke ist unsäglich und man kann denselben nur begreifen, wenn man sich sagt, daß Sie irgend einen ganz besonderen Beweggrund dafür gehabt haben müssen, zu schweigen!“

Sie öffnete die Lippen, um etwas zu antworten, aber kein Laut rang sich über dieselben; sie hatte das Gefühl, als ob eine

eiserne Faust ihr das Herz zusammenpresse. Sie sah, wie alle Gesichter mittheilsvoll, aber ungläubig auf ihr ruhten, auf ihr, in welcher nicht einer aller der Versammelten das Weib vermuthete, welches nur das eine Verlangen beseelte, den Mann zu schützen, den sie liebte, sondern in der Alle nur ein verzweiflungsvolles Wesen sahen, welches sich Worte hatte abringen lassen, die selbst Jene bestürzten, welche ihr am innigsten zugethan waren.

Einen Augenblick stand sie noch stolz aufgerichtet, den Blicken Aller mit Hoheit begegnend, dann aber plötzlich griffen ihre beiden Hände nach ihrem Herzen, als ob dasselbe zerbrechen wollte; im nächsten Augenblick sanken sie schlaff ihr zur Seite nieder, ihr Haupt fiel zurück und Johann Francis, welcher eilig hinzusprang, blieb eben noch Zeit, um eine Bewußtlose in seinen Armen aufzufangen . . .

XXIX. Kapitel. Grausames Erwachen.

„Still, sie kommt wieder zu sich!“

Diese im befehlendem Tone gesprochenen Worte waren die ersten Laute, welche Barbara vernahm, als sie die Augen aufschlug und dieselben auf Frau Fairfax haften blieben, welche sie ausgesprochen und die sich jetzt zärtlich über sie neigte.

„Sie fühlen sich wohler, Fräulein Barbara?“ fragte sie zärtlich, indem sie der Dienerin, welche ihr beihilflich gewesen war, Barbara zum Bewußtsein zu erwecken, ein Zeichen gab, sich zurückzuziehen.

„Ja!“ entgegnete das Mädchen indem sie tief aufathmete. „Guten Sie und theilen Sie es dem Onkel mit; er wird sehr besorgt sein.“

Frau Fairfax zögerte und blickte ängstlich in das bleiche Antlitz des jungen Mädchens.

„Sie können mich ganz gut allein lassen,“ erwiderte dieselbe den Blick verstehend. „Ich bedarf Nichts, als Ruhe und Alleinsein.“

Sie sprach mit matter Stimme; die Worte lösten sich einem leisen Wehklagen gleich von ihren Lippen. Frau Fairfax zögerte nicht länger, sondern verließ mit einer knizenden Verbeugung das Gemach. Als das junge Mädchen sich allein sah, richtete sie sich voll Anstrengung empor und sah sich mit trüben Blicken um.

Sie befand sich in einem der Wohnzimmer des Schlosses von Darley, welches eben so behaglich wie wohnlich war, wie es vor einigen Tagen noch gewesen, als sie in eben diesem Räume an der Seite des Grafen von Keith gesessen, dem Stürme laufend, der mit furchtbarer Gewalt an den Fenstern rüttelte.

Die Haare aus der Stirne streichend, erhob sich Barbara; man hatte ihr während ihrer Ohnmacht den Pelzmantel abgenommen; das Haar war noch feucht von dem Parfüm, mit dem man ihre Schläfe neigte; ihre Hände fühlten sich eiskalt an, so kalt, daß, als sie dieselben an die pochende Stirn preßte, ihr dies momentane Erleichterung gewährte.

Als sie sich in dem Gemach umsah, in welchem ein mildes Halbdunkel herrschte, ward die Erinnerung an die Unterredung, welche sie noch vor Kurzem in demselben gehabt, mit solcher Lebendigkeit in ihrer Seele wach, daß sie hätte aufschreien mögen vor heißem Weh. Sie war damals schon elend und unglücklich gewesen, — und doch, — was war all diese Qual gegen jene, welche jetzt an ihrer Seele nagte?

Die Ohnmacht hatte sie noch matter gemacht, als sie früher gewesen, aber sie vermochte nicht ruhig zu bleiben, und so fing sie denn an, im Gemach auf- und niederzugehen, bestrebt sich die Fragen zu vergegenwärtigen, welche man ihr gestellt hatte, und von der Angst gepeinigt, daß sie vielleicht unbewußt irgend Etwas ausgesagt, was wohl besser unausgesprochen geblieben wäre und nun als Handhabe zur Entdeckung von Dingen dienen konnte, die sie um jeden Preis verheimlicht wissen wollte.

Und doch wußte Barbara in der That nicht, ob Markus Robson in jener entsetzlichen Nacht im Parke von Darley gewesen war, oder nicht; nur was der Todte ihr betreffs seiner um die Mitternachtsstunde beabsichtigten Zusammenkunft mit Robson gesagt, hatte sie allein zu der Annahme gebracht, daß es der Fall gewesen sein könne, und sie war deshalb in den Garten geeilt, in ihrem namenlosen Schmerz nach der Berührung seiner Hand, nach dem Klang seiner Stimme lechzend.

Niemand konnte ihr helfen, vermochte sie zu beruhigen, außer ihm; das hatte sie in der Stunde ihres namenlosen Wehs deutlich empfunden. Er allein würde ihr das Rechte rathen, was sie zu thun habe, und von diesem Gedanken geleitet, war sie hinausge-eilt in den Garten, — um jählings vor sich die starren Züge Walter Bryants zu erblicken.

O wie lebhaft entfiel ihm die namenlose Angst, welche sie befallen hatte, als ihre Finger so plötzlich und unvorbereitet mit dem eisigen Antlitz des Todten in Berührung gekommen waren.

Sie begriff es nicht, daß sie in dem grauenvollen Entsetzen jener Stunde nicht den Verstand verloren hatte, daß ihr nicht die

Sinne geschwunden waren, denn zerschmetternd hatte sich ihrer der unselige Gedanke bemächtigt, daß diese verhängnißvolle That kein Anderer begangen haben könne, als Markus. Beide waren allein einander gegenübergetreten, hatten gestritten, vielleicht mit einander gerungen und Markus hatte ihn, wenn auch nicht mit Absicht, so doch zufällig getödtet. Wenn aber irgend Jemand erfuhr, daß Markus in jener Nacht auf Schloß Darley gewesen war, wenn die Behauptung Webster's, daß er einen Geist gesehen habe, Aufmerksamkeit auf sich zog, — sie vermochte es nicht auszudenken.

Ihr eigener Schmerz, der Umstand, daß der Graf von Keith sie verlassen, trat völlig in den Hintergrund in ihrer Sorge um Markus. Das Entsetzen, welches sie fühlte, bei dem Gedanken, daß ihm eine Gefahr drohen könne, ließ ihr alles Andere als nichtig und unbedeutend erscheinen.

Es kam ihr in ihrer fassungslosen Stimmung nicht einmal in den Sinn, daß Markus völlig unschuldig sein könne an dem Unrecht, welches sie ihm in ihren Gedanken zur Last legte. Sie bedachte nicht, daß er sogar unmöglich die That verübt haben könne, da die Pistole, mit welcher sie vollführt worden war, gar nicht dem Schauspieler habe in die Hand kommen können.

Der Gedanke, daß er in einem Moment zorniger Aufregung Bryant getödtet habe, war im Augenblick der entsetzlichen Entdeckung mit furchtbarer Gewalt über sie hereingebrochen und stand seitdem in ihr fest.

Und so hatte während des ganzen Verhörs ein einziger Vor-satz sie unausgesetzt beschäftigt: Sie wollte durch jedes ihr zu Gebote stehende Mittel zu verheimlichen suchen, daß Markus auf Schloß Darley gewesen war.

Keinen Augenblick kam es ihr in den Sinn, daß es möglich sei, daß sie selbst verdächtigt werden konnte, daß man ihr die Ungeheuerlichkeit zumuthen würde, sie habe den Tod Walter Bryants verschuldet.

Die neugierigen Augen, die verwunderten Blicke, welche man ihr zuwandte, hatten ihr die traurige Wahrheit nicht verrathen, daß man gegen sie Verdacht schöpfe.

Sie war blind für die eigene Gefahr, weil sie nur an Markus dachte und für Nichts, außer ihm, auch nur einen einzigen Gedanken besaß. Sie ahnte nicht, daß sogar ihre Ohnmacht dazu nur beigetragen hatte, den bereits bestehenden Verdacht zu erhöhen, daß, während Johannes Francis sie in seinen Armen aus dem improvisirten Gerichtssaal trug, die Augen aller Jener, welche ihr folgten, in ihrer Ohnmacht nichts als ein Bekenntniß ihrer Schuld sahen.

Und keine Seele gab es, der sie die Qual ihres Innern anvertrauen konnte. Wenn Eberhard Keith sie so sehr geliebt hätte, daß er sich über den Mord ihrer Herkunft hinwegsetzte, sie würde die Kraft gefunden haben, ihm Alles zu sagen, und in seiner großen Liebe zu ihr, würde auch er an Markus nicht zum Verräther geworden sein. Aber er hatte sie verlassen, sie aufgegeben, um eines bloßen Namens willen, den sie nicht mit dem Recht der Geburt trug, und die Wunde, welche ihrem Herzen durch diesen Schmerz geschlagen worden war, konnte nimmer heilen. Davon aber, dem Grafen von Elsdale Alles zu offenbaren, hielt eine eigenartige Scheu sie ab. Sich entfinnend, wie er sich an jenem Abend bald nach ihrer Ankunft auf Schloß Elsdale über den Mann ausgesprochen hatte dem sie eine sonnigere Kindheit verdankte, fühlte sie ihre Zunge wie gelähmt, fühlte sie sich unfähig, ihm zu sagen, was sie mit Furcht und Sorge erfüllte. Würde sein Vorurtheil, welches er gegen den Vernis hegte, dem Markus Robson angehörte, ihn nicht den Mann von vornherein verurtheilen lassen, den nur ein unseliger Zufall die That hatte vollführen lassen, die — hatte er sie überall begangen — ihren Schatten mit vernichtender Deutlichkeit auf ihn warf?

Ja, nicht Graf Elsdale, nicht Einer von Allen würde Milde walten lassen und den Mann nicht verdammen, der doch niemals zum Verbrecher herabsinken konnte. Und die Angst, daß eine dergartige Entdeckung stattfinden, daß auf Markus ein Verdacht fallen könnte, hatte sie unausgesetzt beseelt und beseelte sie noch jetzt ausschließlich. Ach, sie ahnte nicht, was ihr bevorstand! —

Der trübe Wintertag ging zur Neige; es hatte zu schneien aufgehört, doch war die Landschaft ringsumher mit einer dichten, weißen Hülle bedeckt.

Im Speisezimmer des Schlosses beleuchtete die Lampe bleiche, ernste, forgenbolle Gesichter. Mr. Derrington saß gebeugten Hauptes da, als fürchtete er den Ausspruch der Geschworenen; er wußte, daß dieselben einstimmig nur ein Verdict fällen konnten.

Graf Cheveley hatte den Grafen von Elsdale in das anstoßende Bibliothekzimmer geführt, wo die beiden Herren mit ernsthafter, besümmter Miene einander gegenüber saßen.

Johannes Francis war, nachdem er Barbara aus dem Zimmer getragen, in den improvisirten Verhörsaal zurückgekehrt, um das endgültige Resultat, zu welchem die Geschworenen gelangt mußten, zu vernehmen. Sein sympathisch wohlwollendes Gesicht sah trübe aus; seine Stirn war in schwere Falten gelegt.

Das große Alken-Ei.

Humoreske von Julius Klein.

(Nachdruck verboten.)

Aus einer Ecke des Eisenbahnwagens, hinter einer entfalteten Zeitung, die ihren Leser meinen Blicken völlig verhüllte, ließ sich ein eigenthümliches Geräusch vernehmen. Es war ein langgezogenes, tiefes Stöhnen, dem eine wahre Fluth von Schimpfsworten folgte. So rasch hintereinander ergossen sich diese Liebeslosungen, als wenn sie aus einem sechsläufigen Revolver abgefeuert worden wären. Ich rückte schleunigst von der Zeitung, der ich gegenüber saß, weg, mehr der Mitte zu, um, falls es noth thun sollte, die Signalschnur greifen zu können. Währenddessen war meinem Reisegefährten die Zeitung aus den Händen gefallen, und ein rothes, glatt rasirtes Gesicht mit ein paar unheimlich funkelnden, grauen Augen kam zum Vorschein. Hinter der Zeitung muß es sehr heiß gewesen sein, denn dem Manne in der Ecke standen dicke Schweißtropfen auf seiner hohen Stirn und sein Gesicht trug einen solch leidenschaftlichen Ausdruck, daß er keineswegs als ein angenehmer Reisegefährte erschien. Ich wünschte, der Zug möchte recht bald in eine Station einlaufen, und selbst ein kleiner Unfall, der den Zug, der mit rasender Geschwindigkeit dahinsuhr, zum Halten gebracht hätte, wäre mir nicht unwillkommen gewesen, da ich mich von meinem Gegenüber zu gern durch einen Zwischenraum von ein paar Wagen getrennt hätte. Aber weder verunglückte der Zug, noch hielt er, und nachdem mich mein Reisegefährte einige Sekunden wüthend angestarrt hatte, schoß er los:

„Diese verdammten Verkäufe von großen Alkeneiern werden mich noch rasend machen. Nicht einmal ihren Namen kann ich leiden. Es heißt ja, dieser große und schöne Vogel sei bereits ausgestorben, und je rascher seine Eier verschwinden möchten, desto lieber wäre es mir.“

Ich fühlte mich einigermaßen beruhigt, daß ich es nicht mit einem Verrückten zu thun oder daß mein Nachbar nicht vom Schlage getroffen war, wie ich es bereits befürchtet hatte. Er litt nur unter dem Drucke einer kleinen Aufregung, in die ihn ein Bericht über den kürzlich stattgehabten Verkauf einiger großen Alken-Eier versetzt hatte. Lachend bemerkte ich, daß er kein großer Liebhaber von Alken-Eiern zu sein schien.

„Nein, hol' sie der Ruchard“, antwortete er heftig, „ich wünschte, sämtliche siebzig Stück, die sich noch im Ganzen auf der Welt herumtreiben sollen, wären verbrannt und ihre Asche in die vier Winde verstreut.“

Seine Wuth interessirte mich, und da ich gern mehr über seinen Haß gegen die Alkeneier erfahren hätte, so bot ich ihm eine Cigarre an und fragte dabei, ob er jemals mit großen Alken-Eiern zu thun gehabt habe. Aus seinem Benehmen zu schließen, schien mir das der Fall zu sein.

Bevor er mir antwortete, dachte er einen Augenblick nach. „Ja, oder richtiger gesagt, nein“, entgegnete er dann leise. „Eine merkwürdige Geschichte habe ich aber damit erlebt.“ Ich sah ihn erstaunt an, und nachdem er sich seine Cigarre angezündet hatte, erzählte er:

„Vor einigen Jahren ging ich eines Abends, es war schon ziemlich spät, durch eine Straße von Sanct Pauli in Hamburg, als mich ein schäbig gekleideter Mann, der in seinem Aeußeren sofort den Seemann verrieth, ansprach. In seinen Händen trug er ein seltsam geformtes Ding, es war größer als eine Kegelfugel, aber kleiner als ein Holländer Käse, war hart wie Stahl und hatte die Farbe einer frisch geschälten Walnuß. Der Mann erzählte, daß er eben erst in Hamburg angekommen wäre, nachdem er sich Jahre lang in der Fremde herumgetrieben hatte. Irgend ein schwarzer König hätte ihm die Kugel, die er mir zum Kaufe anbot, geschenkt. Er nannte mir auch seinen Namen, den habe ich aber vergessen. Ich weiß nur noch, daß man zehn Minuten brauchte, um ihn auszusprechen, und wenn man ihn richtig aussprechen wollte, mußte man am Schlusse zweimal niesen. Was die Kugel eigentlich sein sollte, konnte der Mann nicht sagen, er wußte nur, daß der König sie sehr hoch geschätzt hatte. Ich erklärte ihm, daß ich für solch' ein Ding keine Verwendung hätte, er hat aber so inständig, da er nicht einmal Geld hatte, um sich ein Nachtquartier zu verschaffen, daß ich ihm schließlich ein paar Pfennige dafür gab. Wenn zu nichts anderem, so würde das Ding doch wenigstens dazu gut genug sein, die Hausthür bei mir offen zu halten, dachte ich mir. Aber auch dazu taugte es nicht einmal, und lange Zeit trieb sich die Kugel bei mir herum. Ihre einzige Bestimmung schien die zu sein, daß die Leute darüber fiesen. Zu-

erst stolperte ich darüber, brach mir das Nasenbein und schlug noch dazu einem Tische das Bein ab. Ein paar Tage darauf folgte meine Schwiegermutter meinem Beispiele, die dann drei Wochen lang an einer Gehirnerschütterung und blauem Auge darniederlag. Eins von den Kindern warf dann unserer Nase die Kugel auf den Rücken, und obgleich die Knochen der Nase so elastisch wie Gummi sein sollen, unserer „Niese“ war die Kugel doch zu schwer und sie verschied an gebrochenem Rückgrat. Schließlich machte unser Vabhy einen verzweifelden Versuch, das Haus von dieser Plage zu befreien, indem es die Kugel aufessen wollte. Es gelang ihm aber nicht, trotzdem es sich bei diesem opferfreudigen Vorgehen die beiden Zähne, die es im Ganzen hatte, ausbiß. Darüber gab es einen heftigen Austritt mit meiner Alten, die da meinte, die gewünschte Kugel hätte nur Unglück ins Haus gebracht, jetzt hätte aber der Verlust von Frischens Zähnen das Faß überlaufen lassen. Sie warf die Kugel in unseren Hinterhof, wo sie nun einige Monate ein stilles und beschauliches Dasein führte.

Wenige Tage vor dem großen Rennen sprach ein Freund bei mir vor, mit dem ich sonst immer die Rennen besucht hatte. Auch dieses Jahr wollten wir wieder zusammen halten. Da wir aber zufällig beide wieder einmal knapp bei Kasse waren, so beriethen wir angelegentlichst, wie wir das nöthige Kleingeld aufreiben könnten, um auch beim „Buchmacher“ ein paar Mark zu riskiren, denn auf den Rennplatz gehen und nicht zu wetten, ist dasselbe, wie in Rom gewesen zu sein und nicht den Petersdom gesehen zu haben. Plaudernd saßen wir hinten im Hofe, während Wilhelms kleiner Hund, mein Freund heißt nämlich Wilhelm, nach Ratten jagte, die freilich nur in seiner Einbildung existirten. Unter anderen Dingen stöberte er dabei auch die alte Kugel auf, die gerade vor unsere Füße rollte.

„Na, August, was hast Du denn da?“ fragte Wilhelm, indem er sich bückte, um sich die Kugel näher anzusehen.

„Das möcht' ich selber gern wissen“, antwortete ich, „das scheint mir ein recht geheimnißvolles Ding zu sein.“

Wilhelm, der übrigens auch die Welt gesehen hat, kratzte mit dem Fuß den Schmutz von dem Dinge ab, und nachdem er es sich nochmals ganz genau angeschaut hatte, rief er laut auflachend: „August, das ist ja ein großes Alken-Ei, meinst Du nicht auch?“

„Nein“, antwortete ich, „ich wünschte, es wäre eins.“

„Und wenn es auf diese stolze Bezeichnung keinen Anspruch erheben darf, warum machst Du es dann nicht dazu?“

„Was willst Du damit sagen, Wilhelm?“ erwiderte ich darauf, denn ich wußte nicht, worauf er hinielte.

„Ich dachte eben“, meinte Wilhelm, „daß es das richtige Ding wäre, um den alten Dummkopf, den Gottlieb Petersen, damit zu fangen. Stuß' es ein bißchen zurecht und verkaufe es ihm dann als großes Alken-Ei. Er weiß es doch nicht von einem echten zu unterscheiden, und ihm thut es nicht wehe, uns aber sehr wohl.“

Mir schien das ein Hauptpaß zu werden. Wir machten uns sofort an die Arbeit, die Kugel von ihrem Schmutz zu befreien, und durch vieles Glätten und Reiben hatten wir sie bald in ein großes Alken-Ei verwandelt. Ich habe nie in meinem Leben ein Alken-Ei gesehen und ich trage auch kein Verlangen danach, ich sollte aber meinen, die Kugel muß einem solchen Dinge so ähnlich gewesen sein, wie sie es nur sein konnte.

Gottlieb Petersen gehört zu den Leuten, von denen man behauptet, daß „sie das Pulver nicht erfunden haben“. Er hatte einst ein Geschäft gehabt, und gerade als er Konkurs anmelden wollte, that ihm ein reicher Verwandter, der ihn zum Erben eingesetzt hatte, den Gefallen, zu sterben. Er erbte so viel, daß er nicht nur seine Schulden bezahlen konnte, sondern auch noch Geld genug übrig behielt, um als Rentier leben zu können. Und er war auch klug genug, nicht nochmals ein Geschäft anzufangen, sondern zog es vor, sein Geld auf Hypotheken auszuleihen und kaufte sich draußen in Uhlenshorst eine kleine hübsche Villa, in der er ein wenig anstrengendes und aufreibendes Leben als Privatmann führte und dabei bemüht war, sein Haus recht „sein“ und standesgemäß auszustatten.

Am nächsten Morgen machen wir uns mit dem großen Alken-Ei auf den Weg, um Gottlieb Petersen einen Besuch abzustatten. Schon von weitem sahen wir ihn in Schlafrock und Pantoffeln, die lange Pfeife im Munde, in seinem sechs Fuß langen Vordergärtchen auf und ab gehen.

„Ich bin eben bei meinem täglichen Spaziergange in meinem eigenen Garten“, sagte er, indem er uns die Hand zur Begrüßung entgegen streckte. Wir erklärten ihm den

Zweck unseres Besuchs damit, daß wir ihm etwas Schönes zeigen wollten, worauf er uns sofort in seine gute Stube führte und uns aufforderte, Platz zu nehmen.

Wilhelm legte das große Alfen-Ei behutsam auf den Tisch und begann es vorsichtig aus dem Papier, in das es mindestens zehnmal eingehüllt war, auszupacken. Es ist immer vorthellhaft, werthlosen Sachen eine sorgfältige Verpackung zu geben; sie erhalten dadurch ein werthvolleres Aussehen. Als aber endlich auch der letzte Zeitungsbogen entfernt war, und die glänzende, runde, mahagonifarbene Kugel auf dem Tische stand, erhob sich Petersen von seinem Stuhl, trat an den Tisch heran und fragte: „Was soll denn das für ein Ding sein?“

„Ein großes Alfen-Ei!“ riefen Wilhelm und ich gleichzeitig.

„Ein Großkalben-Ei?“ wiederholte Petersen erstaunt. „Wozu soll das gut sein?“

„Das ist ein Schmutz, den kein Haus eines „feinen“ Mannes entbehren kann,“ erklärte Wilhelm.

„So, was Sie nicht sagen,“ meinte Petersen. „Was die Leute nicht noch alles erfinden werden. Aber schön sieht ja so ein Ding aus. Was sagten Sie, daß es kosten soll?“

„Hundert Mark,“ antwortete Wilhelm. „Dafür ist es gefunden.“

„Hundert Mark ist sehr viel Geld,“ entgegnete Petersen. „Können Sie es denn nicht billiger machen? Ein um ein paar Nummern kleineres würde mir auch genügen.“

Wir lachten darauf und erwiderten ihm, daß nur die eine Größe angefertigt würde, auch gaben wir ihm zu verstehen, daß der ihm genannte Preis furchtbar billig wäre, denn vor Kurzem wären erst verschiedene Exemplare für tausend Mark das Stück verkauft worden.

„Die würde ich nicht dafür geben,“ bemerkte Petersen. „Es entging uns aber nicht, daß das Ding ihn mächtig reizte und daß er vor Verlangen brannte, es sein nennen zu dürfen. Er konnte sich aber zum Kauf noch nicht recht entschließen, und es mußte ihm noch zugeredet werden. Wilhelm, der ein schlauer Bruder ist, fing nun an, das Ding wieder langsam einzupacken.

„Ich sehe schon,“ sagte er dabei, „ich sehe schon, daß Sie keine Lust zum Kaufen haben, Herr Petersen. Wenn wir damit zu einem Händler gehen, können wir dort sechsmal so viel bekommen, als wir aus reiner Freundschaft für Sie von Ihnen verlangt haben. Ich glaubte nur, weil Sie doch jetzt zu den „feinen Leuten“ gehören, würden auch Sie den Ehrgeiz haben, ein großes Alfen-Ei besitzen zu wollen, denn, wie ich schon vorhin sagte, ohne Alfen-Ei ist eine Wohnung unvollständig.“

Das zog. „Warten Sie doch nur noch eine Minute,“ rief er. „Sie haben es ja furchtbar eilig. Ich will Ihnen sagen, wieviel ich dafür geben kann: sechszig Mark, mehr aber auf keinen Fall.“

„Nein,“ erklärte Wilhelm kurz, „das wäre ja noch schöner, bei solch' billigen Preisen zu handeln.“

Petersen nahm jetzt eine sehr ernste Miene an, ließ sich das Paket von Wilhelm geben, packte es nochmals aus und sah es etwa eine Minute lang aufmerksam an. Ohne noch ein Wort zu sprechen, entfernte er sich sodann, um das Geld zu holen.

„Sag' mal, Wilhelm,“ flüsterte ich ihm leise zu, „Du willst Dir doch nicht etwa von dem dummen Kerl das Geld zahlen lassen? Denn ich muß Dir offen gestehen, derartige Geschäfte liebe ich nicht.“

„Halt' den Mund, altes Haus,“ antwortete er, „Du weißt doch, im Geschäft, in der Liebe und im Kriege ist alles erlaubt, und im übrigen kann das Ding doch schließlich noch recht werthvoll sein, denn es hat doch früher einmal einen Könige gehört.“

Petersen kam jetzt wieder, zählte Wilhelm das Geld in die Hand und wir verabschiedeten uns.

„Morgen wollen wir uns einen recht vergnügten Tag machen,“ sagte Wilhelm lichernd.

Und um eine lange Geschichte kurz zu machen, wir gingen am folgenden Tag zum Rennen und verwickelten dort die hundert Mark bis auf den letzten Pfennig. Solch' furchtbares Pech hatten wir in unserem ganzen Leben noch nie gehabt, und ich sagte mir gleich, das war die gerechte Strafe dafür, daß wir den armen Petersen so beschwindelt hatten.

Einige Tage später besuchte mich Wilhelm wieder. Schon bei der Begrüßung lachte er so heftig, daß ich schon fürchtete, es wäre bei ihm im Oberflüchchen nicht ganz richtig. Seine große Heiterkeit erklärte er dann damit, daß er bei dem alten Petersen gewesen wäre. Er schien denselben auf der Straße

getroffen zu haben, und dieser war so erfreut, ihn zu sehen, daß er Wilhelm nöthigte, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten. Das erste, was Wilhelm dort sah, war das große Alfen-Ei. An der Seite hatte Petersen ein großes Loch gemacht, wobei sich jetzt zeigte, daß die Kugel innen hohl war. „Sie haben wohl das Dotter herausgenommen, Herr Petersen?“ fragte Wilhelm.

„Ja,“ antwortete der alte Mann schmunzelnd. „War es denn gelb und frisch?“ fragte Wilhelm weiter. „Sehr schön war es,“ erwiderte Petersen freudestrahelnd. „Sie bedauern doch nicht etwa Ihren Kauf?“ fuhr Wilhelm fort.

„Nein, nein, das thue ich nicht,“ entgegnete der Alte, und zum Beweise, daß er es nicht that, bewirthete er meinen Freund mit Wein und kaltem Braten, und war dabei so lustig, daß sich Wilhelm nicht genug wundern konnte. Wir wurden uns bald Beide einig, daß der gute Petersen übergeschnappt sei.

Kurze Zeit darauf verkaufte Gottlieb Petersen seine Villa in Uhlenhorst und zog nach Blankenese, wo er ein viel größeres und vornehm eingerichtetes Landhaus, das ihn ein schweres Geld gekostet haben muß, erwarb. Wenn seine Bekannten ihn fragten, woher er das viele Geld hätte, antwortete er, er habe Glück an der Börse gehabt. Aber erst nach seinem Tode erfuhr ich, daß ich dumm genug gewesen war, mir ein großes Vermögen durch die Finger gehen zu lassen, denn das verwünschte Alfen-Ei war mit kostbaren Edelsteinen gefüllt gewesen, die die Reugier des alten Mannes ans Tageslicht gebracht hatte. Der arme Teufel, von dem ich das Ei erstanden hatte, mag wohl unbewußt einen Schatz weggegeben haben, den er aus weiten Landen hierher gebracht hatte, und Gottlieb Petersen war es beschieden, ihn zu heben. Ich aber kann seit der Zeit Alfen-eier nicht leiden, und wenn ich von ihnen lese, werde ich fuchsteufelswild.“



H. Hirsch Wwe.,

Weinhandlung (gegr. 1878).

Bleichstrasse 13.

Telephon No. 2 03

Rhein-, Mosel- und Pfälzerweine.

Schaumweine.

Deutsche Rothweine Bordeauxweine.

Südweine.

Deutscher, französischer und Tokayer Cognac.

Rum und Arrak.

1380

Zuschneide-Akademie

von

Marg. Becker,

Manergasse 15, 1.

Fachgemäßer akademischer Unterricht in Musterzeichnen, Zuschneiden u. Anfertigen von Tailen incl. Aermel, Röcke, Haus-, Prinzess-Reform- u. Ballkostüme. — Boleros, Jaquettes, Mäntel u. Kindergarderoben. —

Tüchtige Ausbildung zu Directricen und selbstständigen Schneiderinnen, sowie einfache Kurse zum Hausgebrauch. — Verschiedene Kurse zu billigen Preisen. — Schnittmuster nach Maß für sämmtl. Damen- und Kinder-Garderoben. — Prospekte gratis und franco. 8653

Akademische Zuschneide-Schule

von Frl. J. Stein, Bahnhofstraße 6, Dth. 2, im Adrian'schen Hause.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage f. d. sämmtl. Damen- und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. u. Pariser Schnitt. Leicht faßl. Methode. Vorzügl. prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Directr. Schül.-Ausn. tägl. Cost. w. zugeschn. und eingerichtet. Taillemust. incl. Futter u. Anpr. 1.25, Rock 75 Pf. bis 1 Mk. Büsten Verkauf in Stoff u. Pack zu den bill. Preisen. 9770